

Für unsere Kinder

Nr. 20 ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ Beilage zur Gleichheit ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ 1915

Inhaltsverzeichnis: Sommermorgen. Gedicht von J. G. Fischer. — Johannisnacht. Von B. Sommer. — Die Milttag. Von Ernest Seton Thompson. (Fortsetzung.) — Kagenpastete. Gedicht von Goethe. — Das Sternentind. Märchen von Karl Erwald. (Schluß.) — Jungbätschen und der Fuchs. Gedicht von Marie Behne.

Sommermorgen.

Leise träumt die Sommernacht;
Bei den kühlen Bronnen
Hab' ich dich herangewacht,
Erster Hauch der Sonnen.

Gestern in der Abendluft,
Als sie untergangen,
Blieb von ihrem Gold ein Duft
Sern im Westen hangen,

Und er schwebte durch die Nacht
Über bis zum Norden,
Hat den Osten rot gemacht,
Daß es Morgen worden.

Perl' an Perle hängt der Tau
Um des Grases Blüten,
Und man sieht den Dampf der Au
Warme Stunden brüten.

Tiefer schon an Turm und Dach
Rückt die Helle nieder,
In den Wipfeln allgemach
Wachen auf die Lieder.

Sieh — ein Blich am Himmel hin!
Durch der Blätter Beben
Zittert mir um Wang' und Kinn,
Tag, dein Sonnenweben;

Und ich seh' dein Lichtgespinst
Alle Welt umfließen,
Wie du mir das Herz durchrinnst,
Sonniges Ergießen.

Glutend schlägt mir überm Haupt
Dust und Klang zusammen;
Was die Seele hofft und glaubt,
Alles steht in Flammen.

Und so viel sie trinken mag,
Rauscht vom Himmel nieder;
Denn des Lebens voller Tag
Strömt allmächtig wieder. J. G. Fischer.

Johannisnacht.

Wenn die Kirichen reifen und die Erdbeeren im Walde rot werden, wenn die Tage am längsten sind und die Nächte hell und kurz, dann ist Johannisstag, jener Tag, der so vielen Pflanzen, Tieren und Dingen ihren Namen gegeben hat. Man denke nur an die köstlichen Johannisbeeren, an die Johanniskraut, an die gelben Sterne des Johanniskrauts, an das Johanniskraut, den Johanniskraut. Die rote Schildlaus, die zu der Familie der Rosenkleeblätter gehört, und aus deren Saft man früher auch in Deutschland die Scharlachfarbe gewann, heißt im Volksmund Johanniskraut, das reizende Leuchtflügelchen heißt Johanniskraut, und eine in Südosteuropa lebende Eidechsenart nennt man Johanniskraut. Bei vielen Pflanzen zeigt sich im Hochsommer ein neuer, wenn auch schwächerer Trieb. Das Volk nennt ihn den Johanniskraut. Der Johannisstag hat seinen Namen von dem Kirchenheiligen Johannes dem Täufer und hat im Kalender seinen Platz am 24. Juni.

In vielen Gegenden werden heute noch in der Johannisnacht auf Bergen und Hügeln, mitunter auch auf Märkten und Straßen Feuer angezündet, zu denen die Kinder und jungen Leute schon lange vorher Holz und Stroh, alte Leertonnen, und vor allem auch alte Wägen, die sie das ganze Jahr über aufsparten, zusammentragen und aufschichten. An manchen Orten tanzt man mit Kränzen aus Weisfuß, Eisenkraut oder Rittersporn geschmückt um das Feuer herum, springt auch wohl darüber, treibt das Vieh hindurch und übt sonst noch allerhand uralte Gebräuche, deren Sinn und Zweck man beinahe ganz vergessen hat. Sie und da umflieht man auch ein Rad mit Stroh, zündet es an und läßt es eine Anhöhe hinunterlaufen, wohl gar in einen Bach oder See.

In Italien bereitet man aus Eichenblättern und Misteln das Johanniskraut, das angeblich alle Wunden heilt und gegen jeden Zauber hilft; aus der Mistel, aber auch aus anderen Pflanzen schneidet man an diesem Tage die Wünschelrute, die unterirdische Schätze anzeigt. Auch öffentliche Aufzüge finden zu Johannis statt und selbstverständlich darf dabei der aufgerichtete Baum nicht fehlen. Birken werden

aufgestellt, Blumen und Laubgewinde an die Häuser gehängt und über die Straßen gezogen, eine „Johanniskrone“ angefertigt, Tannenbäume mit bunten Eiern und Blumen geschmückt und singend umtanzt.

Etwas deutlicher wird schon der Sinn dieser Gebräuche, wenn wir hören, daß da und dort der Priester die Flamme „segnet“. Anderswo wirft man die Holzscheite in die Luft, trägt die Brände in der Ortsgemarkung umher, streut die Asche des Johannisfeuers auf die Felder, vergräbt Kohle davon unter der Türschwelle und dergleichen mehr. Hier ist der Zweck ganz deutlich, es handelt sich um Beschwörung von Geistern und Hexen.

Für unsere Vorfahren — und nicht nur in der heidnischen Zeit — war ja alles, was sie umgab, Luft, Wasser, Feuer und Erde voll unsichtbarer, aber geschäftiger Geister, der Seelen ihrer Verstorbenen. Man nannte sie je nachdem Feen oder Hexen, Elfen, Nixen oder Kobolde. Auch in seinen lieben Mitmenschen sah man sehr oft Zauberer, Hexen oder Hexenmeister, ein Glaube, der noch lange nicht ausgestorben ist. Der Bauer befürchtet heute noch Unheil für sein Vieh vom „bösen Blick“; hat er Unglück im Stall, gewiß hat ein übelgesinnter Nachbar die Kuh verhext. Die katholische Kirche hat das „Besprechen“ böser Geister und das Teufelsaustreiben in ihren Aufgabenkreis übernommen, in manchen Viehzucht treibenden Gegenden wird das Vieh heute noch auf eine Anhöhe getrieben und feierlich eingeseget. Bekannt ist ja auch das kirchliche Besprechen von Kopf- und Halsleiden am Sankt Blasiusstag. Wer heute nach Pfingsten oder um Johanni durch eine katholische Bauerngegend geht, wird an den Stalltüren häufig Kränze und grüne Wispeln sehen, allerlei Mittel zum Schutze des Viehstandes vor Seuchen und Unglück. Genau wie diese Sitten, so haben auch die eigentlichen Johannisbräuche alle den Zweck, Mensch und Vieh und Felder vor Beherung und bösen Geistern zu schützen, denn diese sind es — so glaubt man —, die Mißwachs, Hagel, Wassers- und Feuerst, Ungeziefer und Krankheit über den Landwirt schicken.

Die Entstehung der Johannisbräuche verliert sich im Dunkel der sogenannten vorgeschichtlichen Zeit. Unsere Vorfahren, die alten Germanen, waren ein mehr Viehzucht als Ackerbau treibendes Volk. Wenn der Sommer kam und die wenigen Felder bestellt waren, trieb man das Vieh, das den Hauptreichtum

bildete, auf die weiten Sommerweiden, die junge Mannschaft blieb mit draußen und wohnte in leichten Laubhütten. Vorher wurden die allgemeinen Versammlungen des ganzen Gaus und jeder einzelnen Dorfgemeinde abgehalten. Da wurde alles Wichtige beraten und beschlossen, da wurde Gericht gehalten, über Krieg und Frieden abgestimmt, die jungen Männer für wehrfähig erklärt, da wurden die nötigen Geräte und Werkzeuge von fremden Kaufleuten eingehandelt; den Schluß bildete ein oft wochenlanges Fest mit Schmaus und Tanz.

Da man sich fortwährend von den unsichtbaren Geistern der Verstorbenen umgeben glaubte, die jeden Augenblick bereit waren, ihren Nachkommen je nachdem zu schaden oder zu nützen, so mußte man natürlich auch darauf bedacht sein, diese Geister bei guter Laune zu erhalten. Bei allen solchen Festen wurde daher regelmäßig ein Baum aufgerichtet, der Malbaum, und die Geister wurden höflich eingeladen, darauf Wohnung zu nehmen. Speise und Trank wurde ihnen vorgesetzt, durch Amzüge und Tänze suchte man sie zu belustigen und ihre Hilfe zu gewinnen. Wer die schuldige Ehrfurcht und Bewirtung versagte, durfte auf die Rache der Geister gefaßt sein. Da war es kein Wunder, wenn einem solchen Manne der Gaul lahm ging, das Vieh krank wurde, wenn der Wolf in seine Herden fiel und der Hagel ihm sein bestes Getreide verschlug. Dagegen konnten die Seelchen von großem Nutzen sein, wenn man sie gut behandelte. Dann halfen sie unsichtbar in Feld und Haus, schützten vor Verhexung, woben über Nacht der frommen Hausfrau das schönste Linnen, machten, daß die Kühe voll Milch waren und die Schafe die wärmste Wolle trugen.

Doch immer konnte man die anspruchsvollen Seelchen nicht bewirten und belustigen. War das Fest zu Ende, so traten die Arbeit und der Alltag in ihre Rechte. Dann hat man die Geister, den Malbaum wieder zu verlassen. An diesem letzten Tage des Festes ging es besonders hoch her, und der Schluß bildete regelmäßig das feierliche Verbrennen des nun von seinen Bewohnern verlassenen Malbaums. In diesem uralten heidnischen Sommerfest also haben wir den Ursprung der noch heute teilweise geübten Johannisbräuche. Feuer ist ein besonders wirksames Vertreibungsmittel; Licht können die Geister nicht vertragen.

Die fortziehenden Geister erklärte das Christentum allesamt für Hexen und böses Gesindel, und so ist das Johannisfest, vor-

züglich bei den Slawen und im hohen Norden ein richtiges Hexenfest, wie es im germanischen Westen der Walpurgistag (1. Mai) war und ist. Daher die geschwungenen brennenden Besen — denn wenn auf diesem nützlichen Werkzeug, dem Zeichen der reinlichen Hausmutter, die Hexen auch reiten, so ist es dennoch ein Mittel, sie zu bannen. In ähnlicher Weise werden nach der Winterfestzeit am Dreikönigstag (6. Januar) die Geister durch Spektakel, Sprengungen, Räucherungen, Kreuzzeichen usw. wieder in ihre Wohnstätten zurückgeschickt.

Das Sommerfest der alten Germanen und Slawen fand natürlich nie an ganz bestimmten Tagen, oder auch nur überall in demselben Monat statt. Die alten Naturvölker hatten keinen so genauen Kalender wie wir. Sie richteten sich nach dem Klima des Himmelsstriches, unter dem sie wohnten, und nach dem jeweiligen Stand ihrer Viehwirtschaft und ihrer Saaten. Während man im slawischen Osten erst nach Mitte Juni die „Sommerbauden“ bezog, hatte man in West- und Süddeutschland den Viehautrieb und die damit zusammenhängenden Festlichkeiten bereits im Mai hinter sich. Erst die christliche Kirche, die ganze Völker und Staaten umspannte, hatte ein Interesse daran, die Festzeiten auf einen ganz bestimmten, jährlich in gleicher Weise wiederkehrenden Termin zu legen. An Stelle der heidnischen Festzeiten setzte sie ihre christlichen Festtage. In die Winterfestzeit fielen Weihnachten, der Tag der Beschneidung Christi und das Erscheinungsfest. Noch heute gelten im Volke die „heiligen zwölf Nächte“ zwischen Christtag und Erscheinungsfest als eine Zeit, in der die Geister „los“ sind und die Wohnungen der Menschen besuchen. Was eine rechte Hausfrau ist, wird in dieser Zeit keine Wäsche halten, und in vielen Gegenden darf während der zwölf Nächte auch kein Brot gebacken werden. Solche Aberglauben und Gebräuche, wie auch das „Herumsingen“ der Dorfkinde am Dreikönigstag, sind immer Zeichen, daß hier eine alte heidnische Festzeit mit ihrer Geisterverehrung durch einen oder mehrere christliche Festtage ersetzt wurde.

Ähnlich erging es den alten Frühlings- und Sommerfestzeiten der Germanen und Slawen. Die christliche Kirche setzte ihr Ostern, ihren Walpurgistag (1. Mai), ihren Himmelfahrtstag, ihr Pfingstfest, ihren Johannistag an deren Stelle. Deshalb gibt es auch noch eine so große Menge uralter Gebräuche und Aberglauben gerade an diesen Tagen. Zumal am

Johannistag — um welche Zeit im größten Teile Mitteleuropas die Frühsommerarbeiten einschließlich der Feuernte zu Ende sind, während die Getreideernte noch bis Ende Juli auf sich warten läßt. Dazu kam, daß im Mittelalter um diese Zeit die hörigen Bauern und Pächter ihren Grundherren einen Teil des jährlichen Zinses brachten in Gestalt von Hühnern, Gänsen, Schweinen, Wolle usw. Da ging es bunt zu auf dem Herrenhof, bis alles gewogen und gemessen, verteilt und in den großen Scheuern des gnädigen Herrn untergebracht war. Der Grundherr benutzte diese Zeit, um zugleich Hofgericht zu halten, die Streitigkeiten der Bauern unter sich zu schlichten, Pacht- und Fronverhältnisse zu ordnen. Es konnte bei solchen Gelegenheiten schließlich auch nicht an Bewirtung und Belustigungen fehlen, und so kam es, daß die alten Gebräuche, vor allem das Abbrennen großer Feuer, der Tanz um einen natürlichen oder aufgerichteten Baum, sich gerade an Johanni so lange erhielten. Oft hängt am Malbaum auch eine Puppe aus Stroh, die dann mitverbrannt oder verscharrt wird. Diese Puppe ist nichts anderes als ein Sinnbild der Seelen, die man jetzt zu vertreiben wünscht.

Vielfach wird der Johannistag heute als ein altes Sonnenwendfest angesehen, weil in der Zeit vom 21. bis 24. Juni die Sonne — oder vielmehr die Erde — eine Wendung in ihrer Bahn beschreibt. Von jetzt ab werden wieder die Nächte länger und die Tage kürzer. Nun, die alten Germanen und Slawen mögen wohl treffliche Viehzüchter und leidlich gute Bauern gewesen sein, daß sie sich schon auf die Geheimnisse der Astronomie verstanden, ist kaum anzunehmen. Erst in späterer Zeit, als sie mit dem großen Kulturvolk der Römer in Berührung kamen, mögen sie den Schluß ihrer Sommerfestzeit mit der Sommer Sonnenwende in Zusammenhang gebracht haben. Die Feuer aber, die sie auf allen Höhen um diese Zeit abbrannten und die sich in den Johannistagfeuern bis auf den heutigen Tag erhalten haben, waren keine Feuer zu Ehren der Sonne, sondern Not- oder Nietfeuer, Feuer, die man zur Abwendung der Not, vor allem der Viehseuchen, und zur Bannung der Geister entsachte.

Wir glauben heute nicht mehr an Geister, noch weniger an böse Hexen. Aber, wo es Brauch ist, da wollen wir uns an den schönen Johannistagfeuern freuen und uns in einfacher, herzlicher Fröhlichkeit um sie scharen. Solche gemeinsamen Veranstaltungen harmloser Freude am

bringen die Herzen der Menschen einander näher und bannen so in einem höheren Sinne die bösen Geister der Unverträglichkeit und stumpfsinniger Eigenbrötelei. v. Sommer.

o o o

Die Müllkaze.

Von Ernest Seton Thompson. (Fortf.)

Das zweite Leben.

VI.

Jap Malee war eine so unreele Krämerseele, wie sie nur je in einem Kellergeschoss mit billigen Kanarienvögeln gehandelt hat. Er war ganz mittellos, und der Reger hielt nur darum bei ihm aus, weil der „weiß Herr“ mit ihm Tisch und Bett teilte und ihn auch sonst auf dem Fuße vollkommener Ebenbürtigkeit behandelte, was bei einem echten Amerikaner kaum je vorkommt. Jap war seinem eigenen Verständnis gemäß durchaus ehrlich, aber er hatte eben kein Verständnis; und es war in der Nachbarschaft nicht unbekannt, daß er das meiste durch Unterbringung und Wiederzustellung gestohlener Hunde verdiente. Das halbe Dutzend Kanarienvögel war mehr ein Aushängeschild. Aber Jap war voll Glauben an sich selbst. „Ich sag' dir, Sam, mein Kerlchen, ich werd' dir noch mal mit vieren lang fahren,“ sagte er gern, wenn ein kleiner Erfolg seine nicht allzu saubere, kleine Brust schwellte. Er war ehrgeizig in seiner schwächlichen, sprunghaften Weise, und manchmal kitzelte ihn der Wunsch, sich als Züchter bekanntzumachen. Ja, er hatte einmal die Kühnheit gehabt, eine Kaze anzumelden für die „Knickerbocker-Höhe-Gesellschafts-Kazen- und Schoßtier-Ausstellung“, und verfolgte dabei drei nicht sehr klare Ziele: erstens wollte er seinem Ehrgeiz genugtun, zweitens sich beständigen freien Eintritt verschaffen und drittens: „Wissen Sie, man muß doch die wertvollen Kazen kennen lernen, wissen Sie, wenn man Kazen züchten will.“ Aber es war eine „Höhe-Gesellschafts-Ausstellung“, Jap hätte in die Gesellschaft eingeführt werden müssen, und sein erbärmliches, angebliches „halbperisches Blut“ wurde mit Verachtung zurückgewiesen. Die Zeitungsspalten unter „Verloren“ und „Gefunden“ waren die einzigen, die für Jap Interesse hatten, doch hatte er sich eine Notiz über „Züchtung zur Erzielung eines schönen Fells“ ausgeschnitten und aufbewahrt. Der Ausschnitt zierte die Wand seines Kellergelasses, und unter seiner Anregung machte er ein der Müllkaze sehr grausam vorkommendes

Experiment. Zuerst seifte er ihren schmutzigen Pelz mit einer Masse ein, welche die zwei oder drei Arten von Leibeschmarozern, die sie mit sich herumtrug, vertilgen sollte, und als das geschehen war, wusch er sie trotz Zähnen, Krallen und Geheul gründlich mit Seife und warmem Wasser ab. Mieke war außer sich vor Wut und Enttäuschung, aber ein warmer und wohlthuender Glanz breitete sich über sie aus, als man sie in einem Käfig unweit des Ofens trocken ließ, und ihr Fell blühte förmlich in wunderbarer Weichheit und Weiße. Jap und sein Assistent waren von dem Ergebnis hochbefriedigt, und Mieke hätte es selbst wohl sein sollen. Aber das war nur die Einleitung, das eigentliche Experiment kam nun erst.

„Nichts ist für die Züchtung eines schönen Felles so gut wie reichliche, stark ölige Nahrung und dauernder Aufenthalt in kalter Temperatur“, hieß es auf dem Ausschnitt. Der Winter war da, und Jap Malee stellte Miezies Käfig in den Hof, wo er nur gegen Regen und direkten Wind geschützt war, und fütterte sie mit Mücken und Fischlöffeln, soviel sie davon nur hinunterbringen konnte. Schon nach einer Woche war eine große Änderung sichtbar. Mieke wurde schnell rund und glatt, hatte sie doch nichts zu tun als zu fressen, Fett anzusehen und ihr Fell zu lecken. Ihr Käfig wurde rein gehalten, und das frostige Wetter und die ölhaltige Nahrung bewirkten ganz naturgemäß, daß Miezies Fell jeden Tag dichter und glänzender wurde. Was Wunder, daß sie zur Mittwinterzeit eine ungewöhnlich schöne Kaze war im reichsten und schönsten Pelz und mit einem Muster, das zum mindesten kein gewöhnliches war. Jap war über das Ergebnis des Experimentes sehr erfreut, und da ihn ein sehr geringer Erfolg mit den kühnsten Hoffnungen zu erfüllen pflegte, so träumte er schon von unvergänglichen Ruhmespfaden. Warum sollte er nicht die Kaze auf die demnächst stattfindende Ausstellung schicken? Der Mißerfolg des vergangenen Jahres lehrte ihn aber Vorsicht. „'s geht nicht, weißt du, Sam, sie als Mistake einzuführen, weißt du,“ bemerkte er zu seinem Gehilfen; „aber man kann's schon so einrichten, daß es den Knickerbockern gefällt! Nichts geht über'n guten Namen, weißt du. 's sollte so was sein wie ‚Majestät‘, nichts wirkt bei den Knickerbockern mehr als was Majestät'sches. Nu, wie wär's mit ‚Majestät Will‘ oder ‚Majestät Sam‘, wie? Aber 's geht nicht, 's sind Katernamen. Ich sage, Sammi, wie heißt doch die Insel, wo du geboren bist?“

„Um die Insel Analostan rum ist mein Vaterland.“

„O, sag' ich, das ist gut, weißt du, Majestät Analostan', beim Deuschen. Die einzige verbrieftete Majestät Analostan' in der ganzen Ausstellung, weißt du. Ist das nicht was Feines?“ und sie kicherten um die Wette.

„Aber wir müssen einen Stammbaum haben, weißt du.“ So wurde ein sehr langer Bogus-Stammbaum nach Vorschrift fabriziert. Gines dunklen Nachmittags lieferte Sam in geborgtem Zylinder die Kasse samt Stammbaum am Eingang des Ausstellungslokals ab. Unser Schwarzer machte dann die Honneurs. Er war einmal in einem Barbierladen der vornehmsten Gegend von New York angestellt gewesen und konnte sich in fünf Minuten einen pomphafteren und vornehmeren Anstrich geben, als Zap sein ganzes Leben lang hätte aufbringen können, was zweifellos einer von den Gründen für die achtungsvolle Aufnahme war, die Majestät Analostan bei der Kassenausstellung fand.

Zap war außerordentlich stolz auf seine Eigenschaft als Aussteller, aber er war ganz von dem Respekt vor den oberen Klassen durchdrungen, wie ihn die geborenen Londoner meist zeigen, und als er am Eröffnungstag am Eingang erschien, war er von dem Anblick der vielen Karossen und Zylinder modernster Ausstattung überwältigt. Der Portier faßte ihn scharf ins Auge, ließ ihn aber mit seiner Eintrittskarte herein, indem er ihn jedenfalls für den Stallknecht eines Ausstellers hielt. Im Saal sah man Samtteppiche vor langen Reihen von Käfigen. Zap schlich die Nebengänge entlang, schaute nach den Käsen aller Art, sah die blauen und roten Ehrenbänder, blickte überall herum, wagte aber nicht, nach seinem eigenen Ausstellungsobjekt zu fragen, inwendig zitternd bei dem Gedanken, was die illustre Versammlung sagen würde, wenn sie merkte, wie er sie betrogen habe. Er hatte nun alle Seitengänge durchwandert und viele preisgekürzte Tiere gesehen, aber keine Spur von Majestät Analostan! In den Gängen nach dem Mittelpunkt zu drängten sich mehr Menschen, aber auch hier fand er, als er sich dahin wagte, seine Niese nicht, und er kam zu dem Schluß, es liege ein Irrtum vor, die Richter hätten später doch sein Exemplar von der Ausstellung zurückgewiesen. „Tut nichts,“ dachte er, „ich habe doch meine freie Eintrittskarte und habe auch erfahren, wo verschiedene persische Angoralen zu finden sind.“

Ganz im Mittelpunkt befanden sich die wertvollsten Tiere, hier war auch der Menschenknäuel am dichtesten. Es waren, um den Verkehr in geregelten Bahnen zu halten, Stricke gezogen, und zwei Polizisten hielten den Menschenstrom in Fluß. Zap mengte sich darunter; er war zu klein, um über die Vordermänner wegzusehen, und obgleich die vornehmen Leute vor der Berührung mit seiner schäbigen, alten Kleidung zurückwichen, konnte er nicht näher kommen; aber aus den Äußerungen vor ihm merkte er bald, daß hier die Krone der Ausstellung zu sehen war.

„O, welche Schönheit!“ sagte eine hochgewachsene Frau.

„Welcher Adel!“ erwiderte die Angeredete.

„Man kann gar nicht verkennen, in welchem Milieu sich diese Feinheit Menschenalter hindurch herausentwickeln mußte!“

„Ach, könnt' ich doch das herrliche Geschöpf mein eigen nennen!“

„Welche Würde — welche Gemessenheit!“

„Sie hat einen authentischen Stammbaum fast bis zur Pharaonenzeit, wie ich höre.“

Und der arme, schmutzige, kleine Zap wunderte sich über seine eigene Stirn, seine Müllkaste in eine so erlauchte Gesellschaft zu bringen.

„Pardon, gnädige Frau.“ Der Direktor der Ausstellung erschien und bahnte sich einen Weg durch die Menge. „Der Künstler der Sportzeitung ist hier mit dem Auftrag, die ‚Perle der Ausstellung‘ sofort mit seinem Griffel zu verewigen. Darf ich Sie bitten, ein wenig beiseite zu treten?“

„O, Herr Direktor, können Sie ihn nicht überreden, das schöne Geschöpf zu verkaufen?“

„Hm, ich weiß nicht,“ war die Antwort.

„Soviel ich weiß, ist er ein sehr begüterter Mann, und man kann gar nicht an ihn herankommen; will aber versuchen, will versuchen, gnädige Frau. Er wollte seinen Schatz gar nicht ausstellen, so sagte mir sein Hausmeister. Hier, Sie da, aus dem Weg!“ grollte der Direktor, als sich der schäbige kleine Mann eifrig zwischen den Künstler und die blaublätige Kassenkönigin schob. Aber er wollte unter allen Umständen wissen, wo sich etwa eine so wertvolle Kasse „finden“ ließe. Er kam nahe genug, um einen Blick auf den Käfig zu werfen, und dort las er ein Plakat mit folgender Aufschrift: „Das blaue Band und die goldene Medaille der Knickerbocker-Hohen-Gesellschafts-Kassen- und Schöfstier-Ausstellung ist der raffinenreinen beglaubigten Majestät Analostan, importiert und ausgestellt von Herrn J. Malee, dem welt-

bekanntem Bächter, zuerkannt worden. (Nicht verkäuflich.)“

Jap hielt den Atem an und starrte noch immer darauf hin. Ja, wahrhaftig, dort hoch oben im vergoldeten Käfig auf Samtkissen unter der Hut von vier Polizisten, mit glänzendem Fell, Schwarz auf Hellgrau, und die blauen Augen halb schließend, lag seine Müllkiste, offenbar von all diesem Krimskräms, der ihr ebensowenig Spaß machte, wie verständlich war, zu Tode gelangweilt.

VII.

Jap Malee lungerte stundenlang um den Käfig herum und sog mit seinen trunkenen Ohren die Ausrufe der Besucher ein, für ihn ein berauschender Ruhmestrank, wie er ihn vorher im Leben nie gekannt, und wie er ihn kaum in seinen kühnsten Träumen gekostet hatte. Er sah aber, daß es für ihn geraten sei, unerkannt zu bleiben; sein „Hausmeister“ mußte alles Geschäftliche besorgen.

Unserer Müllkiste war der Erfolg der Ausstellung zu danken. Jeden Tag stieg ihr Wert in den Augen ihres Besitzers höher. Er wußte nicht, welche Preise man für Käben gezahlt hatte, und dachte, er schieße den Vogel ab, als sein „Hausmeister“ den Direktor ermächtigte, die Analostan für einhundert Dollar zu verlaufen.

Das ist der Grund, warum sich die Müllkiste von der Ausstellung nach einem Pause der vornehmen Fürsten Avenue transportiert sehen mußte. Zuerst zeigte sie sich unglaublich wild und scheu. Ihren Widerwillen gegen Liebkosungen erklärte man aber für aristokratische Abneigung gegen derartige Vertraulichkeiten. Ihr Zurückweichen vor dem Schoßhund bis in die Mitte des Speisetisches faßte man als den Ausdruck des tiefgewurzelten, wenn auch irreführten Wunsches auf, eine unwürdige Berührung zu vermeiden. Ihre Angriffe auf ein Kanarienvögelchen sah man ihr nach, weil sie in ihrer orientalischen Heimat an ein despotisches Verfahren gewöhnt sei. Die vornehme Art, wie sie den Deckel einer Milchkanne aufhob, fand besonderen Beifall. Ihre Abneigung gegen ihren feidegefüllten Korb und ihre häufigen Sprünge gegen die Fensterscheiben konnte man sich leicht erklären: der Korb war ihr zu einfach, und Fensterscheiben gab es in ihrem früheren orientalischen Königsschloß nicht. Auch daß sie den Teppich beschmuckte, zeugte von ihren orientalischen Anschauungen. Ihre mißglückten Versuche, in dem hochumzäunten Hinterhofe Sperlinge zu

fangen, galten als neuer Beweis der königlichen Unfähigkeit, sie aufzuziehen, während man ihr Wühlen in Müllleimer als Befundung einer kleinen verzeihlichen Extravaganz ansah, wie sie in hochgeborenen Kreisen so häufig ist. Unsere Miese wurde gehegt und gepflegt, gewiesen und gepriesen, aber sie war dabei nicht glücklich; Miese halte Heimweh! Sie kratzte an dem blauen Band um ihren Hals, bis sie es los hatte; sie prallte gegen die Fensterscheiben, weil dort der Weg hinauszuführen schien; sie wich vor Menschen und Hunden zurück, weil sie sich immer feindselig und grausam gegen sie gezeigt hatten, und sie saß und schaute auf die Dächer und Hinterhöfe, da hinter dem Fenster, weil sie sich sehnte, lieber dort zu sein.

Aber sie war in steter Eut und durfte niemals hinaus, so daß all die lichten Momente des Wühlens in Müllkästen nur eintreten konnten, wenn diese unentbehrlichen Gefäße wieder im Hause waren. Aber an einem Märzabend, wo die Kästen für den früh erscheinenden Müllwagen hinausgestellt wurden, nahm Majestät Analostan ihre Gelegenheit wahr, schlüpfte aus der Tür und verschwand im Nu aus dem Gesichtskreis.

Natürlich gab's da einen großen Aufruhr, aber Miese fragte nach nichts, ihr einziger Gedanke war, wieder heimzukommen. Zunächst rannte sie spornstreichs davon, froh, mit jedem Schritte von dem Ort ihrer letzten qualvollen Exilienz weiter fortzukommen. Als sie dann etwas ruhiger geworden war und Hunger zu empfinden anfing, duckte sie sich lauernd in einem Vorgarten an die Wand, wo Sperlinge herumflattern. Ein rauher März-Dstwind hatte sich erhoben, und dieser brachte ihr eine besonders willkommene Botschaft; ein Mensch würde es einen unangenehmen Dackgeruch genannt haben, für Miese bedeutete es aber einen Gruß aus der Heimat. Sie trottete sofort die lange Straße ostwärts hinter, immer an den Gittern der Vorgärten entlang, hin und wieder einen Augenblick wie ein Standbild stillstehend oder, immer darauf bedacht, die dunkelste Seite zu gewinnen, schnell über die Straße springend. Endlich kam sie zu den Docks und zum Meeresarm. Aber die Gegend war fremd für sie. Nun konnte sie sich am Wasser hin nach Norden oder nach Süden wenden. Ein unbefimmtes Gefühl zog sie jedoch nach Süden, und zwischen den lagernden Warenballen, den krumm verlaufenden Meereseinbuchtungen und den endlosen

Einzäunungen fortlebend, gelangte sie nach ein paar Stunden zu vertrauten Gerüchen und bekannten Bildern, und ehe die Sonne aufging, war sie müde und matt und halb lahm durch daselbe alte Loch in demselben alten Zaun und über die Mauer in ihren Hintershof hinter dem Vogelteller gekrochen, ja zurück in dieselbe alte Kiste, wo sie geboren war.

O, hätte die Familie aus der Fünften Avenue sie nur hier in ihrer orientalischen Heimat sehen können! (Fortsetzung folgt.)

o o o

Razenpastete.

Es war einmal ein braver Koch,
Geschick im Appretieren;
Dem fiel es ein, er wollte doch
Als Jäger sich gerieren.

Er zog bewehrt zum grünen Wald,
Wo manches Wildbret hauste,
Und einen Kater schoß er bald,
Der junge Vögel schmauste.

Sah ihn für einen Hasen an
Und ließ sich nicht bedeuten,
Pastetete viele Würze dran
Und seht' ihn vor den Leuten.

Doch manche Gäste das verdros,
Gewisse feine Nasen:
Die Raze, die der Jäger schoß,
Macht nie der Koch zum Hasen. Goethe.

o o o

Das Sternentind.

Märchen von Karl Ewald. (Schluß.)

Aber da das Sonnenstück jetzt ein Stern geworden ist, so ist es notwendig, daß es einen Namen bekommt.

Alle Sterne haben Namen. Wer einen neuen Stern ausfindig macht, hat das Recht, ihm einen Namen zu geben; und da ich das Sternentind ausfindig gemacht habe, so will ich es auch taufen. Ich will es Peter nennen.

Die anderen Sterne haben alle so hochtrabende Namen, die man schwer behalten oder jedenfalls nur aussprechen kann, wenn man tief Atem holt. Oder sie heißen „Der große Bär“ oder „Der Stier“ oder haben sonst irgendeinen unverständlichen Namen.

Peter ist ein guter Name. Man kann auf einem Bein stehen und es mit geschlossenen Augen sagen, so oft die Leute es hören mögen. Und dieser Name ist auch sehr passend; denn alles in allem sind die Sterne nichts anderes

als wir, und warum sollen sie also feinere Namen haben? Man kann das auch daran sehen, wie es Peter später in der Welt erging.

Als er sich mehrere Millionen Jahre gedreht und der Welt als ein gutes Beispiel von Festigkeit und Frieden und allen sonstigen Tugenden vorangeleuchtet hatte, da hatte er seine leichtfertige Jugend ganz vergessen. Wenn ihn einer der anderen Sterne daran erinnerte, so tat er, als ob er das gar nicht verstände.

Und als sich eines Tags ein anderes Stück von einer Sonne löste und am Himmel umherwankte, genau so wie Peter es seinerzeit gemacht hatte, da war er genau so entsetzt und erboßt, wie die anderen es damals über ihn gewesen waren.

Aber dann passierte ihm etwas Furchterliches.

Als Stern, der ausgelernt hatte, war er ein paar hundert Millionen Jahre lang gelaufen, als er plötzlich verschiedene sonderbare Flecke an sich entdeckte. Es war, als bildete sich an den Stellen eine Rinde.

„Was ist denn das?“ rief er.

Und als er bemerkte, daß er nicht mehr so stark leuchtete wie vorher, erschrak er ernstlich.

„Ich glaube, ich erlösche,“ sagte er.

Doch die Erde, die zu der Zeit gerade in seiner Nähe war, meinte:

„Im Gegenteil, lieber Kollege . . . du bist nur eingeschrumpft. Du bist im Begriff, ein gereifter Mann zu werden, der das Feuer in seinem Innern verbirgt. Du hast das ewige Scheinen satt, das sich ja ganz gut ausnimmt, aber zu nichts führt und auf die Dauer auch keinen Spaß macht.“

„Beileibe nicht!“ schrie Peter. „Meinst du, ich will so ein gräßlicher schwarzer Klumpen werden wie du? Ich will ein Stern sein und bleiben und als gutes Beispiel von Festigkeit und Frieden und allen sonstigen Tugenden voranleuchten.“

„Sieh da!“ sagte die Erde. „Der Fleck dort an deinem einen Pol wächst . . . und da kommt noch einer hinzu. In ein paar Millionen Jahren bist du ganz schwarz auf der Oberfläche, genau wie ich, und mußt dich damit begnügen, das Licht zurückzustrahlen.“

„Ich will nicht,“ schrie Peter.

„Daran läßt sich nichts ändern,“ sagte die Erde. „Was geschehen muß, geschieht. Ich habe meinerzeit auch geschienen, hab' es aber Gott sei Dank überwunden.“

Peter fuhr fort zu schreien.

„Man wird vernünftiger mit den Jahren,“ sagte die Erde. „Laß die Jugend sich austoben,

dagegen hab' ich nichts. Aber reise Männer wie du und ich, wir müssen doch sehen, etwas Ordentliches im Leben zuwege zu bringen. Wenn du wirst wie ich, so wirst du schließlich auch voller Tiere, Pflanzen und Menschen sein und dich als nütliches, geachtetes Mitglied der Gesellschaft fühlen."

"Nie," sagte Peter.

"Wir wollen sehen," sagte die Erde. "Ich gehe jetzt meiner Wege. Wenn ich wiederkomme, bist du gewiß vernünftiger geworden. Adieu so lange." Damit verabschiedete sich die Erde. Und Peter bekam immer mehr und mehr Flecken; er hörte schließlich auf zu protestieren.

Dreihundert Millionen Jahre darauf trafen sich Peter und die Erde auf ihrer Bahn wieder.

"Sieh, sieh," sagte die Erde. "Es ist gekommen wie ich sagte. Wie schwarz du bist, und wie voll vom schönsten Gewürm! Das ist etwas anderes, als am Himmel umherzufliegen und zu leuchten."

"Ich weiß nicht, was du meinst," sagte Peter. "Ich habe nichts mit den törichtesten Sternen zu schaffen. Ich bin sicherlich mehr wert als du. Ich bin der Mittelpunkt der Welt."

"Ah, aus dem Loch pfeiffst du!" sagte die Erde.

So zankten sie sich eine Weile, wer besser sei, und gingen dann jeder ihres Weges.

Die Jahre schwanden. Und als dreihundert Millionen Jahre vergangen waren, fröstelte Peter so seltsam.

"Es ist wohl kein Feuer mehr in mir," sagte er.

Er guckte zu seiner Sonne auf.

"Du scheinst auch nicht mehr so warm wie früher," sagte er.

"Das weiß ich wohl," entgegnete die Sonne.

"Aber ich bin hinreichend entschuldigt; denn ich fange selber an, Flecken zu kriegen."

"Was soll ich nur machen," seufzte Peter.

"Du sollst es machen wie ich," sagte der Mond, der gelb und grünend dahergegellt.

"Und was lust du?" fragte Peter.

"Ich lache über das Ganze," sagte der Mond.

"Ich bin längst fertig mit all dem Unsinn von Mensch, Tier und Pflanze. Wozu führt das, möchte ich fragen? — Du bist auch mit allem fertig. Es wird nicht mehr lange dauern, so läufst du wie ich als gewichtiger alter lahlföpfiger Hund umher und machst dich über all die Narrenpossen lustig."

"Nie und nimmer," sagte Peter. "Nie werde ich so ein alter, abgestorbener Kerl wie du. Ich will ein geachtetes, nütliches Mitglied der Gesellschaft sein und bleiben."

"Guten Morgen," sagte der Mond.

Aber es erging Peter, wie der Mond vorhergesagt hatte. So sehr er auch protestierte, er wurde kälter und kälter. Seine Bäume gingen ein, seine Tiere starben, immer weniger Menschen lebten auf ihm.

Zuletzt war er fertig. Er war voller Berge und Täler, und kein lebendes Wesen war mehr auf ihm zu finden. Um ihn war keine Luft, und in seinen Seen und Gärten war kein Wasser. Der letzte Funke in ihm war erloschen, das letzte Leben erstorben. Wenn ein anderer Stern ihn beschien, so strahlte er das Licht zurück — das war alles.

Eines Tages begegnete er dem Mond.

"Berehrter Kollege," sagte dieser. "Es freut mich, daß du getan hast, was ich dir damals sagte, und mit all dem Plunder ein Ende gemacht hast."

"Ich weiß nicht, was du meinst," sagte Peter.

Aber er war gut gelaunt und fühlte sich so wohl wie noch nie. Er legte seinen gewohnten Weg zurück . . . um die Sonne und um sich selbst, grinste wie närrisch und sagte zu den anderen Sternen: "Daß es euch Spaß macht . . . daß es euch Spaß macht . . .!"

Er geht noch immer am Himmel dahin.

Wer ein gutes Fernglas hat, kann ihn sehen.

o o o

Junghäschen und der Fuchs.

Junghäschen auf der Wiese saß
Und grünen Klee und Blätter aß

Nur zu, nur zu!

Das sah Herr Fuchs voll Mordbegier
Und dacht: Den Braten hol' ich mir!

Du du! Du du!

Von hinten schleicht er sacht' heran,
Häslein sieht nichts, schmaußt, was es kann.

Oh, Häslein, oh!

Biff! Paff! Da knallt's, daß laut es schallt,
Grad tritt der Jäger aus dem Wald,

Zum Glück, oho!

Dem Räuber ist der Pelz verbrannt,
Junghäschen ist nach Haus gerannt,

In's Nest hinein!

Und schmeckt der Klee auch noch so schön,
Nie will's mehr auf die Wiese gehn,

Junghäselein.

Marte Behne.

Verantwortlich für die Redaktion:
Frau Alara Zettin (Zundel), Wilhelmshöhe,
Post Degerloch bei Stuttgart.
Druck u. Verlag J. S. W. Lieb Nachf. G. m. b. H. Stuttgart.